Der freundliche Herr, der hier gerade abhebt heißt **Gerd Harry Lybke.** Als Galerist hat er die Neue Leipziger Schule mit Neo Rauch und Co. zum deutschen Kunst-Exportschlager gemacht. Sein ganz persönlicher Kunststil: Zuhause keine Kunst.

TEXT **SILKE BENDER** FOTOS **LUDGER PAFFRATH**

VILLA EIGENART

Freistil. Die Säulenveranda war einst das Entree auf der Vorderseite des Hauses. Als in den 60ern Stuck und Säulen entfernt werden sollten, rettete sie ein mutiger Handwerker und baute sie flugs hinterm Haus wieder auf. Lybke ließ sie streichen, neu verstucken und dazu eine Treppenterrasse anlegen

Schmalhansküche. Viel Platz und Seeblick gibt es im offenen Wohn- und Kochbereich. Küche: Ikea, Möbel: Exedra Naturholzmöbel, Berlin

Klösterliche Leere. Der große Teakholztisch in der Bibliothek lädt zum ungestörten Lesen ein. Stuhl, Tisch und Lüster sind von Exedra Naturholzmöbel, Berlin

Die Klischees im Kopf von Glamour und Luxus der neuen Kunstaristokratie gehen spätestens an der Hausnummer 20 am Potsdamer Griebnitzsee baden. Hier soll Gerd Harry Lybke hausen? Jener Mann, der im Kunstgeschäft wie kein anderer zurzeit die Nase vorn hat? Der zu den 100 international wichtigsten Köpfen der Szene zählt und als erfolgreichster Galerist Deutschlands gilt? Der die Neue Leipziger Schule und die gegenständliche Malerei um Neo Rauch, Martin Eder oder Tim Eitel zum begehrtesten deutschen Kunst-Exportschlager machte?

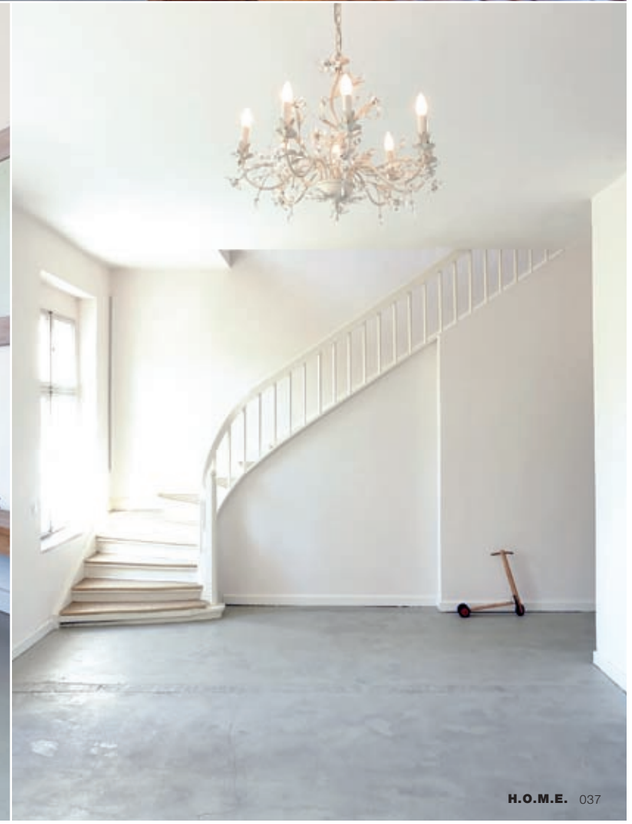
Wir überholen die letzte parkende Luxuskarosse in der Allee und stehen vor einem 16 Jahre alten Nissan-Kombi mit documenta-Aufkleber. In dem schmucklosen Garten hinter dem verrosteten Gitterzaun steht ein zweigeschossiges Haus, das wie ein FDJ-Freizeitheim wirkt. Mit seinem grauen Ost-Rauputz ist es das Aschenputtel im Vergleich zum Creme-Weiß und Toskana-Ocker der Nachbarschaft. „Ja, ihr seid hier richtig“, ruft Gerd Harry Lybke, der barfuß und in gestreiftem Marine-T-Shirt à la Picasso die Eingangstreppe herunterkommt und grinst. Nein, gerade eingezogen sei er nicht. Alles, was man sieht, soll so bleiben. Genau so.

Seit letztem Sommer bewohnt er die Villa aus dem 19. Jahrhundert, die einst für die hohen Beamten des Kaisers gebaut wurde, später DEFA-Stars und bis Ende 2005 pflegebedürftige Senioren im Namen des Deutschen Roten Kreuzes beherbergte.

Wie viele Quadratmeter Wohnfläche? „Groß ist es, das reicht doch“, zuckt Lybke mit den Schultern. Seine Berliner Stadtwohnung, in der er die meiste Zeit verbringt, hat nur 75 Quadratmeter – für ihn, seine Freundin und die achtjährige Tochter. Diese Villa, die er ins Herz schloss, weil es das „hässlichste Haus von allen“ war, soll hingegen als Wochenend-Refugium nicht nur für ihn, sondern für sein ganzes Team fungieren. „Der Schlüssel hängt in der Galerie – und jeder Mitarbeiter und Künstler kann ihn sich nach Absprache nehmen“, sagt er. Ein eigenes Auto besitzt er auch nicht. Die alten Firmenwagen wie auch der Nissan sind für alle da.

Die zweckmäßige Minimalrenovierung, die im Groben nur aus dem Entfernen von Wänden, dem Einbau von neuen Badezimmern („Baumarkt, nichts Tolles“) und dem Streichen der Innenwände bestand, kostete den Leipziger zwar nicht viel Geld, jedoch viel Überredungskunst. „Es war nicht leicht, den Handwerkern klarzumachen, dass ich das alte Ost-Linoleum im Treppenhaus mit den

Knisterplatz. Der große Kamin ist die Versammlungsstelle im Haus – er ersetzt einen Fernseher. Der gestrichene Betonboden zeigt absichtlich noch die Spuren der abgerissenen Wände



STYLE-BOX

Schlichtes Design, klassische Eleganz und viel Weißraum charakterisieren das Haus von Gerd Harry Lybke. Mit diesen Möbeln stylt man seine Wohnung nach.

Praktisch. Der Tisch „Half“ lässt sich entlang des Metallrahmens leicht ausziehen. **Von Desalto, € 1.539**

Bequem. Dank seines klassischen Designs ist Sofa „Softwall“ ein echter Hingucker. **Von Living Divani, € 4.130**

Reduziert. Der Waschtisch „Toba“ ist aus geölter und gewachster Eiche massiv. **Von E15, € 3.285**

Bequem. Auf dem Stuhl „JJ“ lässt es sich gut entspannen. **Von B&B Italia***

* PREIS STAND BEI REDAKTIONSSCHLUSS NOCH NICHT FEST

Absatzkanten genau so erhalten wollte und dass die Spuren der abgerissenen Wände im nun offenen Wohn- und Küchenbereich auf dem Boden sichtbar bleiben sollten“, erzählt er. Und dass er lediglich den Beton schleifen und grau streichen lassen wollte! Immer wieder wurden ihm Muster von edlem Holzparkett unter die Nase gehalten. Und die alten, welligen DDR-Fenster behielt er nicht aus Ostalgie, sondern „weil sie so schön die Perspektive verändern“.

Von einer Möblierung lässt sich kaum sprechen – eine Ikea-Küchenzeile, ein großer Naturholz-Esstisch und ein von Lybke selbst weiß lasiertes Sideboard mit alten Amiga-Platten und einem Plattenspieler sind die einzigen Möbel im Erdgeschoss. Ein Kamin ersetzt den Fernseher und jede andere Unterhaltungselektronik. Der Geist des Zen weht auch durch den ersten Stock bis in die Dachetage. Es gibt zahllose Gästezimmer, die nur mit einem Bett und einem Moskitonetz bestückt sind. Schließlich hat die Villa auch einen direkten Seezugang – und Mücken gibt es im Sommer viele. „Wollt ihr meine Yacht sehen?“, fragt er plötzlich und führt uns in den Schuppen, an dessen Wand ein Schlauchboot lehnt.

Kunst? Fehlanzeige. „Ich habe nie ein Kunstwerk besessen“, sagt der, der 1983 in der DDR seine damals illegale „Eigen+Art“-Galerie als Leipziger Wohnzimmer-Showroom gründete. „Wozu auch? Ich bin doch in der Kunst zu Hause, in Leipzig wohne ich immer noch im Hinterzimmer der Galerie, auch in Berlin habe ich lange direkt über meinen Schauräumen gelebt“, sagt er.

Überhaupt – Besitz interessiert ihn nicht. „Das belastet doch nur, ich benutze mein Geld nur, um es in die Kunst zu reinvestieren“, sagt der, der schwört, dass auch seine Stadtwohnung genauso leer und spärlich möbliert daherkommt. Seine einzige Sammelleidenschaft beschränkt sich auf Schuhe und maßgeschneiderte Anzüge. „Den ersten bekam ich von meinem Vater vererbt, der einen aus englischer Kriegsgefangenschaft mitbrachte – dieser Anzug hat mir oft den Hals gerettet, wenn wieder mal die Stasi meine illegale Galerie inspizierte. Anzüge verschaffen Respekt“, sagt er.

Er war und ist ein Widerspenstiger, der sich immer wieder mit dem DDR-System anlegte. Er trägt die Opposition von Kindesbeinen an mit sich herum. Eigentlich heißt er ja Gerd Harry. Weil aber seine Familie und Freunde verbotenerweise Westfernsehen schauten und damit auch die Serie „Mein lieber Onkel Bill“, in der er der Figur Jody zum Verwechseln ähnlich sah, nannten ihn alle – sächsisch eingefärbt – „Dschuudi“. Das konnte nicht gut gehen. Später wurde er mit Berufsverbot bestraft, weil er als Maschinenbauer ein Studium der Atomkraftwerkstechnik in Moskau ablehnte. Er arbeitete stattdessen als Gelegenheitsschauspieler und Regisseur sowie als bezahltes Aktmodell an der Kunsthochschule Leipzig, wo er Freundschaften mit jenen Künstlern schloss, die heute noch die Stars der Galerie sind.

Nach dem Mauerfall blieb der Anzugträger ein bunter Hund. Im Frühjahr 1990, noch vor der Währungsunion, stellte er das erste Mal auf der Art Frankfurt aus. Kunstmäzen Dr. Arend Oetker unterstützte ihn. „Als ich vor Beginn der Messe von Stand zu Stand ging, um mich persönlich bei allen Galeristen vorzustellen, war ich erst mal nur der bekloppte Ossi“, erinnert er sich. Preise für seine Kunst musste er zuvor nie aufrufen. „Geld hatte in der DDR keine Bedeutung, man konnte eh nichts damit anfangen“, grinst er.

Als der erste Interessent eine Zeichnung von Carsten Nicolai kaufen wollte, fragte er klammheimlich den Nachbarn Walter Storms. „Nimm 1.600 Mark“, riet der ihm. „Das waren für mich noch 16.000 Ost-Mark, und ich verdiente damals 300 im Monat.“ Zu viel, fand er und legte 600 D-Mark als Preis fest. Ohne Rahmen. Rahmen waren Mangelware in der DDR, er hatte nur drei dabei und brauchte sie noch für die anderen Werke. Und in bar. Seine Mutter hatte ihm schließlich auf seinem Weg in den Westen gesagt: „Nimm keine Schecks von Westdeutschen.“

Doch er lernte schnell: Am Ende der Messe verkaufte er eine Gemeinschaftsinstallation mit angeblichem Politiker-Urin aus Ost und West an einen Schweizer. Für 35.000. „Franken oder D-Mark?“, fragte der Käufer. Lybke, der glaubte, dem Schweizer einen Gefallen zu tun, verlangte Franken – ohne zu wissen, dass er den Preis dadurch kräftig erhöhte. Solche Patzer passieren dem gewieften Markt-Jongleur heute nicht mehr.

Doch wer meint, Lybkes verschroben wirkender Konsumverzicht sei noch ein nostalgisches Überbleibsel der sozialistischen Idee, irrt. Es geht ihm um Macht, und Geld ist dafür nur sein Transportmittel. „Die meisten im Kunstbetrieb wollen Geld verdienen, um sich tolle Sachen zu kaufen. Ich benutze es, um Kunstgeschichte zu schreiben. Und das, was ich bisher erreicht habe, ist nur der Anfang“, sagt er und streicht sich übers Picasso-Shirt. Man sollte ihn nicht unterschätzen in seiner Villa Aschenputtel. ■

Türenlos. Das Schlafzimmer der Bewohner verzichtet großzügig auf Intimität und setzt ganz auf die Wirkung des Raums. Bett: Exedra Naturholzmöbel, Berlin